

Gesellschaft

Melania Trump und ihre Vorgängerinnen: Warum man es als First Lady oft schwer hat > Seite 45



FOTO: GREG NASH/REUTERS

Das peinliche Schweigen in der Kabine

Offen queere Profiathleten sind bis heute eine große Ausnahme. Warum ist Homosexualität vor allem im Männerfußball noch immer so ein Tabu?

Von David Kulesa

Die tragische Geschichte von Justin Fashanu kann man bis heute als eine Botschaft an alle queeren Fußballer interpretieren: Ihr gehört hier nicht hin. Fashanu, 1961 in London geboren, war 1990 der erste aktive Fußballprofi, der seine Homosexualität öffentlich gemacht hat. Als er sich am 2. Mai 1998 in einer Garage erhängte, hinterließ er einen kurzen Abschiedsbrief, darin der Satz: „Schwul und eine Person des öffentlichen Lebens zu sein, ist hart.“

Der Sohn eines Nigerianers und einer Guyanerin galt als großes Talent, mit gerade einmal 17 Jahren debütierte er für Norwich City in der ersten englischen Liga. Er spielte in der Jugendnationalmannschaft und schoss 1980 ein sensationelles Tor gegen den FC Liverpool, das zum „Goal of the Season“ gewählt wurde. Justin Fashanu war Anfang der Achtzigerjahre ein großes Versprechen im englischen Fußball: Nottingham Forest bezahlte eine Million Pfund Ablöse für ihn, damals eine Rekordsumme für einen schwarzen Fußballer.

Doch Fashanu kam nicht zurecht bei seinem neuen Klub, vergab plötzlich einfachste Chancen. Der Anfang vom Ende war der Moment, in dem Trainer Brian Clough herausfand, dass sein junger Stürmerstar in den Schwulenbars der Stadt feierte. Vor versammelter Mannschaft beschimpfte Clough Fashanu als „Schwuchtel“ und schloss ihn kurze Zeit später vom Training aus. Als Fashanu trotzdem auf dem Gelände erschien, rief sein Trainer die Polizei.

Jetzt könnte man natürlich sagen: Was den Umgang mit Homosexualität angeht, sind zumindest westliche Gesellschaften heute deutlich weiter als zu der Zeit von Justin Fashanu. Wir leben schließlich in einer Welt, in der Jens Spahn, ein schwuler verheirateter Mann, der CDU/CSU-Bundestagsfraktion vorsitzt. Und wir lebten schon vor zehn Jahren in einer Welt, in der die Menge bei einem republikanischen Parteitag begeistert „USA! USA!“ skandierte, nachdem dort ein Mann namens Peter Thiel auf der Bühne verkündet hatte: „Ich bin stolz darauf, schwul zu sein. Ich bin stolz darauf, Republikaner zu sein. Aber vor allem bin ich stolz darauf, Amerikaner zu sein.“

Wir müssen weit gekommen zu sein, wenn selbst die illiberale Maga-Bewegung einen homosexuellen Mann als einen ihrer Vordenker akzeptiert. Oder etwa doch nicht? Schaut man sich die Situation im Männersport an, bekommt man jedenfalls große Zweifel an dieser optimistischen Sicht auf die Dinge.

Gerade geht auf Social Media die kanadische Serie „Heated Rivalry“ viral. Und die Aufregung dürfte nur noch größer werden, wenn die Serie bald auch in Deutschland und weiteren Ländern legal zu streamen sein wird. Dabei wirkt die Geschichte auf den ersten Blick gar nicht allzu spektakulär. Zwei junge Männer, die im Beruf Kontrahenten sind, lernen sich kennen, beginnen eine Affäre, verlieben sich und, ja, haben sich gerade einmal 29 Profifußballer zu begleiten, wie sie ein großes Tabu brechen, das entsteht vor allem deswegen, weil Shane Hollander und Ilya Rozanov – so heißen die Protagonisten – keine Politiker, Musiker oder Informatiker sind. Sondern Eishockeyprofis. Eishockey, das ist Volkssport in Kanada, einem vermeintlich liberalen Land. Doch offen schwule oder bisexuelle Eishockeyspieler gibt es dort, genau wie im Rest der Welt, so gut wie nicht.

Und es ist ja nicht nur Eishockey. Sinnbildlich für den Umgang mit Homosexualität im Männersport steht Fußball, gewissermaßen der globale Volkssport. Bis heute haben sich gerade einmal 29 Profifußballer während oder nach ihrer Karriere als homo- oder bisexuell geoutet, zählte das Fachportal *Outsports* kürzlich nach. Nur zum Vergleich: Die Zahl der momentan aktiven Fußballprofis liegt bei mehr als 120 000.

Einer der ganz wenigen aktiven Fußballprofis, die offen homosexuell leben, ist der Australier Joshua Cavallo, dessen Coming-out etwas mehr als vier Jahre her ist. Cavallo, damals 21 Jahre alt, war gerade Stammspieler bei seinem Klub Adelaide United geworden, als er im Oktober 2021 ein Video in den sozialen Medien teilte: „Ich bin ein Fußballer. Und ich bin schwul.“ Cavallo sagte, er habe lernen müssen, seine Gefühle zu „verbergen“, um dem Bild eines Profifußballers zu entsprechen. „Als ich aufwuchs, waren Schwulsein und Fußballspielen zwei Welten, die sich nie zuvor gekreuzt hatten.“

Seine Offenheit sollte zu einem Wandel beitragen. Und tatsächlich waren die ersten Reaktionen auf sein Coming-out fast ausschließlich positiv. Und wie der weltbekannte Stürmer Zlatan Ibrahimović nannten Cavallo einen „Champion“. Der Australier selbst sprach in Interviews anschließend davon, wie „überwältigt und glücklich“ er über die Resonanz sei.

Sein Bruder John soll ihm die gleiche Summe geboten haben, wenn er das Interview zurückzieht. Als John, ebenfalls Fußballprofi, kurz nach

Inzwischen wirkt er ernüchtert. Ende vergangenen Jahres hat Joshua Cavallo Adelaide United verlassen, nachdem er zuletzt kaum noch auf dem Platz gestanden hatte. Auf Instagram macht er dem Verein und seinen Mitspielern jetzt schwere Vorwürfe. Nicht sportliche, sondern „politische“ Gründe seien die Ursache dafür gewesen, dass er keine Einsatzzeiten mehr erhalten habe, schrieb er vor einigen Tagen. Was zu seinem „Kummer“ außerdem beigetragen habe: „Teamkollegen machten sich über ein Foto von mir und meinem Partner lustig.“ (Adelaide United hat die Vorwürfe in einer Mitteilung als falsch zurückgewiesen.) Joshua Cavallo ist mit seinem Verlobten nach England gezogen, wo er jetzt für Stamford AFC spielt. Sportlich ist das ein Absturz für den ehemaligen Juniorennationalspieler. Stamford ist Abstiegs-kandidat in der siebten Liga.

Ein weiteres Sinnbild für den Umgang mit Homophobie im Fußball: Brian Clough, der ehemalige Trainer von Justin Fashanu, gilt bis heute als einer der größten englischen Fußballtrainer überhaupt. Die Haupttribüne des Stadions von Nottingham Forest heißt „Brian Clough Stand“, und im Stadtzentrum steht eine überlebensgroße Statue von ihm. Die Karriere von Justin Fashanu hingegen verlief un- stet. Er verließ Forest, wechselte auch danach häufig den Verein, schien nirgends wirklich reinzupassen. Er ging in die USA und nach Kanada, in der Hoffnung, dort freier leben zu können.

Und dann, mit Ende zwanzig, entschied er sich, mutig zu sein. „Ich bin schwul“, titelte das britische Boulevardblatt *Sun*, dazu die Unterzeile: „Justin Fashanu gesteht“. Angeblich 80 000 Pfund hat Fashanu von der Zeitung für die Exklusivgeschichte erhalten. Sein Bruder John soll ihm die gleiche Summe geboten haben, wenn er das Interview zurückzieht. Als John, ebenfalls Fußballprofi, kurz nach

Justins Coming-out in einem TV-Interview danach gefragt wurde, sagte er, er würde mit seinem eigenen Bruder nicht gerne in einer Mannschaft spielen oder auch nur die Umkleidekabine teilen. „Wenn ich so bin, bin ich mir sicher, dass der Rest des Fußballs auch so ist.“ Noch viele Jahre nach dessen Tod sagte John Fashanu, er glaube, sein Bruder sei gar nicht schwul gewesen, sondern habe sich das alles bloß ausgedacht, des Geldes wegen.

Justin Fashanu beging im Mai 1998 Suizid, nachdem ein 17-Jähriger ihm vorgeworfen hatte, ihn vergewaltigt zu haben. In seinem Abschiedsbrief beteuerte Fashanu seine Unschuld und schrieb: „Ich fühlte, dass ich wegen meiner Homosexualität kein faires Verfahren bekommen würde. Ihr wisst, wie das ist, wenn man in Panik gerät. Bevor ich meinen Freunden und meiner Familie weiteres Unglück zufüge, will ich lieber sterben.“

Weder die Geschichte von Justin Fashanu noch jene von Joshua Cavallo sind ein Beweis dafür, dass es zwingend eine schlechte Idee sein muss, sich als männlicher Profisportler zu outen. Es gibt Athleten, die bessere Erfahrungen gemacht haben, auch Fußballer. Cavallos Landsmann Andrew Brennan etwa, der lange in Australiens zweiter Liga spielte, hat derartige Dinge eigener Aussagen nicht erlebt. Klar ist nur, dass der Profifußball augenscheinlich eine Welt ist, deren Protagonisten meist zu dem Schluss kommen, dass ein Coming-out das Risiko nicht wert ist. Woran liegt das?

Thomas Hitzlsperger, ehemaliger deutscher Nationalspieler, machte seine Homosexualität 2014 – nach der aktiven Karriere – öffentlich. Im Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* sagte er vor zwei Jahren, seine größte Sorge sei die Mannschaftskabine gewesen. Die Kabine: Gerade in Mannschaftssportarten wie Fußball hat dieser Ort eine beinahe mystische Bedeutung. Hier sollen sich ganze Saisons entscheiden, Spieler wie Trainer sprechen immer wieder darüber, dass es für den Erfolg nichts Wichtigeres gibt, als dass die Kabine „funktioniert“. Fliegt ein Trainer raus, dann häufig, weil er die Kabine angeblich „verloren“ hat. Und Thomas Hitzlsperger hat während seiner aktiven Zeit in den Kabinen solche Dinge gehört: „Mit einem schwulen Mitspieler würde ich nicht duschen.“

Torhüter Jens Lehmann, mit dem Hitzlsperger lange zusammengespürt hat, sagte nach dessen Coming-out im Fernsehen, dass er vermutlich „komisch“ auf einen schwulen Mitspieler reagieren würde: „Man duscht jeden Tag zusammen, man hat Phasen, in denen es nicht so läuft.“ Okay, das ist ja auch schon wieder mehr als zehn Jahre her. Hitzlsperger selbst hatte in dem SZ-Interview schließlich gesagt, es habe sich „etwas getan“ im Fußball, und dass schwule Spieler jetzt eigentlich erkennen müssten: „Die Zeit ist reif.“

Und dann muss man an diesen Vorfall im Oktober 2024 denken, als bekannt wur-

de, dass der damalige Bundesligastürmer des VfL Wolfsburg Kevin Behrens sich weigerte, ein Vereinstrikot in Regenbogenfarben für einen guten Zweck zu signieren. Medienberichten zufolge soll er im Beisein seiner Mitspieler gesagt haben: „So eine schwule Scheiße unterschreibe ich nicht.“

Natürlich ist nicht jeder Fußballprofi homophob, die große Mehrheit hätte mit Sicherheit keinerlei Probleme damit, wenn ihr Nebenmann auf dem Feld und in der Kabine einen anderen Mann liebt. Nur hilft diese Erkenntnis queeren Fußballern leider nicht weiter. Denn es reicht, wenn es einige wenige gibt, die sich so äußern wie Lehmann und Behrens, um den ohnehin komplexen Prozess eines Coming-outs zu verunmöglichen. Dasselbe gilt für Instagram-Posts wie jenen von Felix Nmecha, aktueller deutscher Nationalspieler, der vor zweieinhalb Jahren ein Video teilte, das den Begriff „Pride“ dem Teufel zuordnete.

Es war zuletzt aber auch immer wieder zu beobachten, dass Akteure im Fußball eingeknickt sind. Da war das One-Love-Fiasco bei der Fußball-WM in Katar 2022, als der Deutsche Fußball-Bund sich eben doch nicht traute, die Regenbogenbinde gegen den Widerstand der Fifa durchzusetzen. Und da war der FC Bayern, der sehr lange an der staatlichen Fluglinie Katars als Sponsor festhielt, aller Kritik an der schlechten Menschenrechtslage von queeren Menschen in dem islamisch geprägten Land zum Trotz. Auch das sendet Signale.

Natürlich ist nichts von alledem – die schwulenfeindliche Sprache, die fundamentalen Religionsauslegungen, das Verdrängen von Prinzipien – ein exklusives Problem der Welt des Profifußballs. Aber hier treffen diese Aspekte auf „einen immer noch sehr männlich geprägten und dominierten Bereich“. So drückt das Birgit Braumüller aus. Die Soziologin an der Sporthochschule Köln forscht seit Jahren zu Homosexualität und Geschlecht im Sport.

Braumüller sagt: „Der Sport war aus historischer Perspektive nur für Männer da.“ Ursprünglich entstand organisierter Sport, um den männlichen Teil der Bevölkerung fit und wehrtüchtig zu machen. Frauen mussten sich den Zugang erst mühsam erkämpfen. Und sie sind noch immer nicht mal annähernd gleichberechtigt, wie die weiterhin sehr ungleiche Bezahlung in fast allen Disziplinen zeigt. Der Glaube, Sport sei männlich, ist tief in unseren Köpfen verankert, so Braumüller. Und genau deshalb ist das „Abweichen von Männlichkeit“ im Profisport auch so besonders stark „tabuisiert“. Nur ein Beispiel: Der spanische Erstligaspieler Borja Iglesias wurde kürzlich von gegnerischen Fans schwulenfeindlich beschimpft – weil er Nagellack trug.

Die männliche Konnotation des Profisports ist auch ein Teil der Erklärung dafür, warum es im Frauensport das Normalste der Welt zu sein scheint, wenn die Athletinnen offen homosexuell sind. Sportsoziologin Braumüller sagt: „Dass Schwulsein grundsätzlich eine Nähe zu Weiblichkeit und Feminität und Lesbischsein zu Männlichkeit unterstellt wird, ist natürlich Quatsch.“ Aber auch diese Vorstellungen seien nun mal „tief in der Gesellschaft verankert“. Daher ergeben für viele Menschen lesbische Fußballerinnen gewissermaßen Sinn, schwule Fußballer hingegen nicht.

In einer TV-Dokumentation sagt die Nichte von Justin Fashanu, Amal Fashanu, sie glaube, dass „nicht die Gesellschaft“ ein Problem mit Homosexuellen habe, sondern „der Fußball“. Man versteht, wie sie das meint. Doch möchte man präzise sein, dann muss man es wohl eher so ausdrücken: Der Profisport, ganz besonders der Fußball, hat im Umgang mit Homosexualität noch einen sehr weiten Weg vor sich. Vor allem aber verdeutlicht er uns allen, dass wir in dieser Gesellschaft vielleicht doch noch nicht ganz so weit sind, wie wir manchmal denken.



FOTO: GEORGE WOOD/GETTY IMAGES